

Ein «Jammeri» ist er nicht

Berner Kleinverleger Seit dreissig Jahren führt Bernhard Engler den Lokwort-Verlag. Nun hat er ein Büchlein mit Episoden aus seinem Verlegerleben publiziert.

**Beatrice Eichmann
Leutenegger**

Bernhard Engler wollte seinem Unternehmen einen Drive geben und griff daher zum Namen «Lokwort». 1995 stieg er nach reiflicher Überlegung – Sicherheit oder Risiko? – in die Kabine und weitete umsichtig sein Schienennetz aus. Aber er blieb dem Kleinverlag, dem Einmannunternehmen, treu.

«Chasch dervo läbe?», diese Frage hörte der Berner oft. Und er variierte sie: «Chasch derfür läbe?»

Ja, das kann und will Bernhard Engler, denn die Passion für das geschriebene Wort ist in all den Jahren nicht geschwunden. Davon zeugt nun seine Sammlung von Erinnerungen, «Chasch dervo läbe? Bücherstories eines Kleinverlegers», die er zum Jubiläum herausgibt. Denn dreissig Jahre Kleinverlag sind kein Pappenstiel angesichts der schwindenden Artenvielfalt innerhalb der Verlagsbranche.

Sein literarischer Gott ist Gabriel García Márquez

Der Berufsberater hatte ihm einst Dokumentalist oder Tierpräparator vorgeschlagen; der Junge selbst träumte von einer Fussballkarriere, wählte dann aber die Ausbildung zum Buchhändler bei Hans Huber.

Eine anschliessende, längere Südamerika-Reise weckte die Begeisterung für die Literatur dieses Kontinents, allen voran für Gabriel García Márquez, den



Ideen überfallen ihn selten am Arbeitsplatz: Bernhard Engler in den Räumlichkeiten seines Lokwort-Verlags in Bern. Foto: Raphael Moser



Auch Erfolgsautor Kim de l'Horizon publiziert im Lokwort-Verlag. Foto: Jonathan Labusch

Bernhard Engler als «meinen Gott» rühmt. Die Arbeit im Schweizer Buchzentrum brachte ihm die Aspekte der Logistik nahe – wichtig im Hinblick auf das spätere eigene Geschäft. Was er als Buchhändler hochhielt, war die kompetente Kundenberatung.

Kann ein Kleinverlag, dieses «Biotop von eigenwilligen Individualisten», überhaupt Erfolg erzielen? Ideen sind gefragt, zumal wenn man wie Bernhard Engler, anstatt auf kostspielige Werbung zu setzen, unkonventionelle Wege zum Publikum einschlägt.

Mit Berndeutschbüchern von Lorenz Pauli (unter anderem «Der chly Prinz») hat er sein

kleines blaues Wunder punkto Erfolg erlebt. Aber die Phase, in der er sich um die Lizenz für eine Berndeutschausgabe bemühte, vergleicht er im Gespräch mit Bildern aus dem Strassenverkehr.

Zuerst habe ihn ein schier endloser Halt vor einem Rotlichtsignal geprüft: Der deutsche Mundartverlag, der die Subrechte sämtlicher deutschsprachigen Dialekte innehatte, beschied Bernhard Engler, seine Anfrage müsse zuerst noch mit dem Originalverlag Gallimard in Paris abgesprochen werden. «Was der liebe Kollege nie getan hat», so Engler. «Das gestand er mir später freimütig. Er hatte während zweier Jahre einzig

überlegt, ob er das Recht der Herausgabe nicht selbst wahrnehmen wolle.»

Kleinverlag vertritt auch Kim de l'Horizon und Balts Nill

Ende gut, alles gut: Englers Pariser Ansprechperson war in den Verhandlungen zunächst derart bestimmend, «dass in meinen Ohren stets die Marseilleise ertönte». Allmählich sei die autoritäre Stimme jedoch auf ein gesundes Mass geschrumpft. «Er beendete meine kurvenreiche Fahrt auf holprigem deutsch-französischem Gelände auf eine grundsätzliche Art», sagt Engler.

Liest man Bernhard Englers Buch, steht fest: Ein Jammeri ist

er nicht. Er unterhält und lässt (Selbst-)Ironie funkeln. Er bleibt ehrlich und weiss um die eigenen Möglichkeiten und Grenzen, ergreift aber den richtigen Augenblick.

Einen weiten Horizont entfaltet er, wenn er von seinen Autorinnen und Autoren sowie seinen eigenen Vorlieben schreibt. Der Bogen erstreckt sich von Kim de l'Horizons Bericht über zwei Vorfälle mit einem Berliner Schläger und einem Schweizer Bundesrat («Fäuste und Küsse», 2022) über die berndeutsche «Tao Te King»-Übertragung «Vo wäge Do» von Balts Nill bis zum Apartheid-Bekämpfer Rommel Roberts («Wie wir für die Freiheit kämpften»).

Zwanglos fliesst Fachwissen in diesen lockeren Text ein, der sich von den Assoziationen seines Autors leiten lässt. Übrigens: Ideen kommen Bernhard Engler selten am Arbeitsplatz, sondern «zu Hause unter der Dusche, im Zug, beim Autofahren, beim Spazieren – überall dort, wo Bewegung im Spiel ist». Daher gilt der Wunsch: Weiterhin inspirierte Fahrt auf dem Schienennetz!

Bernhard Engler: Chasch dervo läbe? Bücherstories eines Kleinverlegers. Lokwort-Verlag, Bern 2025, 160 Seiten, 20 Franken. Verlegergespräch und Lesung: 30. März, 10.30 Uhr, Quartierbibliothek Breitenrain, Stauffacherstrasse 2, Bern.

Wenn Menschen bei der Arbeit nur so tun, als seien sie fleissig

«Taskmasking» Firmen verlangen von ihren Angestellten vermehrt, dass sie in die Büros zurückkehren. Die Gen Z reagiert auf ihre Art.

«Taskmasking» werde dieses Jahr in den Büros «zum grossen Trend ausbrechen», schreibt das Wirtschaftsmagazin «Forbes». Wörtlich übersetzt bedeutet Taskmasking ungefähr: die Aufgabe verschleiern. Der neue Begriff steht für die Praxis, am Arbeitsplatz so zu tun, als sei man gerade wahnsinnig fleissig, während man aber tatsächlich private Dinge erledigt oder sich einfach ein Püschchen gönnt und durch Instagram scrollt.

Auf Tiktok tauchen immer mehr Videos auf, in denen sich Nutzerinnen und Nutzer Tipps geben, wie man besonders gut

beschäftigt wirken könne. Wenn man denn schon gezwungen ist, im Büro aufzukreuzen und dort seine acht Stunden Präsenzzeit abzusetzen.

Einige Strategien:
— Wenn rumlaufen, dann mit Laptop im Arm
— Kopfhörer auf
— Zügig durch die Gänge laufen
— Ein ernstes, konzentriertes Gesicht machen
— Ab und zu genervte Laute von sich geben
— In der Kaffeepause über Geschäftliches reden
— Während privater Anrufe energisch gestikulieren

Wer taskmaskt, macht sich zunutze, dass uns Gadgets tendenziell fleissig aussehen lassen. Wer im Bus am Smartphone sitzt, könnte Mails beantworten oder eine wichtige Präsentation durchgehen, ist aber vielleicht am Gamen. Wer im Café Kopfhörer aufhat und konzentriert auf den Bildschirm schaut, könnte an einem Meeting teilnehmen, schaut aber vielleicht eine Serie.

Junge Angestellte holen sich Kontrolle im Büro zurück

Weil die Nutzerschaft auf Tiktok eher jung ist, wird Taskmasking als ein typisches Verhalten der

Gen Z beschrieben, also der unter 30-Jährigen. Es sind jene Jahrgänge, in denen viele erst während der Pandemie richtig in die Arbeitswelt eingestiegen sind, die also im Homeoffice arbeitssozialisiert wurden. Und die sich nun im Büro schneller eingeschränkt fühlen dürften.

Handelt es sich hierbei um ein weiteres Bashing der jungen Arbeitsgeneration, die als arbeitsfaul und sensibel verschrien wird? Nun, vielmehr scheinen die jungen Menschen kein Problem damit zu haben, eigene Strategien zu entwickeln und dafür einzustehen, wenn ihnen bei der

Arbeit etwas nicht passt. Junge Angestellte würden sich die Kontrolle zurückholen, die ihnen von den Vorgesetzten genommen werde, schreibt der «Guardian».

Taskmasking wird primär als eine Reaktion darauf gesehen, dass die Arbeitgeber die Zeit im Homeoffice einschränken wollen und wieder vermehrt auf Präsenz im Büro pochen. Wie das US-Magazin «Fortune» schreibt, nimmt dabei auch das Monitoring zu. Es wird erfasst, wer wie lange im Büro sitzt.

Durch die Präsenzpflicht fallen Freiheiten weg, die viele nun eben trotzdem in den Arbeitsall-

tag zurückholen wollen, auf möglichst wenig offensichtliche Art. Indem man so tut, als sei man am Arbeiten.

Dabei muss Taskmasking nicht bedeuten, dass die Menschen ihre Arbeit nicht erledigen. Bezüglich der Produktivität im Homeoffice ist die Studienlage unklar. Erwiesen ist aber, dass Pausen effizienter machen. Und dass es nur Angehörige der Gen Z sind, die im Büro Privates erledigen: Das ist doch schwer zu bezweifeln. Sie machen einfach kein Geheimnis daraus.

Martin Fischer